



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Skizzen aus der Moldau. 3. : Soldaten, Juden und andere Fremde.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Skizzen aus der Moldau.

### 3.

#### Soldaten, Juden und andere Fremde.

Ueber das Militär ist in den Donaufürstenthümern wenig zu sagen. Die Moldau hat zweitausend Mann, die als „stehendes Heer“ figuriren könnten; in der Walachei ist die bewaffnete Macht etwas größer, aber auch verhältnißmäßig unbedeutend. Das Programm der Hoffnungen für die Zukunft enthält auch die Aussicht auf eine wohlorganisirte Armee, und kommt die Vereinigung der Fürstenthümer zu Stande, so ist eine solche gewiß nothwendig, um dem herrlichen Lande seine wahre Bedeutung zu verschaffen; bis jetzt war auch die kleine Anzahl Soldaten eine unnütze Last. Die Infanterie marschirte und exercirte ein wenig und bezog im Sommer ein Lager bei Jassy, die sieben Kanonen machten bei feierlichen Gelegenheiten einigen Spektakel, und von der Escadron Cavalerie ritten zwei Mann mit ihren Fähnlein vor und zwei hinter dem Wagen des regierenden Fürsten, wenn Seine Durchlaucht auszufahren beliebte; was besonders dem letzten Hospodar, Gregor Ghika, sehr viel Vergnügen machte.

Die Uniformirung ist ganz nach russischem Schnitt. Wo der gemeine Mann herkommt, haben wir in dem Artikel über den Bauernstand gesehen, also nur noch einige Worte über die Offiziere.

Diese befinden sich in Betreff ihrer Bildung und ihrer Ideen auf einer Stufe mit den niederen Beamten, deren unverkennbares Streben nach Neuerungen wir erwähnt haben. Sie gehören mit geringen Ausnahmen den Familien an, die wir zum Mittelstande rechnen. Tritt einmal ein fils de famille in das Militär, so geschieht es nur, um eine ungewöhnlich schnelle Carriere zu machen; er kann bei gehörig placirter Verwandtschaft in 3—4 Jahren Major und Obrist werden. Die Zahl der Obristen in der Moldau ist überhaupt sehr groß; Fürst Ghika hatte eine seltsame Liebhaberei dafür, sich mit Stabsoffizieren zu umgeben, und unter seiner seit einem Jahr der Geschichte angehörenden Regierung ist die Masse derselben bis ins Fabelhafte gestiegen. Die Moldauer machen sich selbst über ihre vielen Obristen lustig, und haben wahrhaftig recht darin. Mit diesem Rang hat aber auch die militärische Carriere ein Ende, denn nur ein einziger kann General oder „Generalinspector der Miliz“ sein, und zu diesem Posten, der mit Sitz und Stimme im Ministerium verbunden ist, gelangen nur Glieder der ersten Familien des Landes.

Aus diesen Andeutungen kann man sich ungefähr ein Bild des ganzen Militärwesens machen. Ein militärischer Kastengeist ist nicht zu bemerken,

aber dafür geht auch der hin und wieder ans Rothe streifende Uebermuth und die in manchem anderen Lande zu findende Ueberzeugung von der eignen Unfehlbarkeit mit verloren, was grade kein Unglück ist. Der moldauische Offizier unterscheidet sich von dem Civilbeamten nur dadurch, daß er einen blauen Rock mit rothem Kragen trägt; in allem Uebrigen steht er diesem gleich. Er horcht aufmerksam auf die Erzählungen der Gereisten, schwärmt in der Hoffnung, auch einmal die weite Welt zu sehen, und hält unterdeß fest an der Ueberzeugung, daß sein Vaterland einer schönen Zukunft entgegengeht. Die Vaterlandsliebe ist überhaupt sehr warm bei den Rumänen aller Classen.

Da wir uns vorgenommen haben, alle Bestandtheile der Bevölkerung zu analysiren, so dürfen die zahllosen Juden nicht vergessen werden: sie bilden in den Städten einen so bedeutenden Theil der Einwohnerschaft, daß am Sonnabend Handel und Wandel zu stocken scheint, wenn der Hebräer seinen Laden schließt.

Bei streng geregelten gesellschaftlichen Zuständen ist der Speculationsgeist der Juden gewiß kein Unglück für das Land, das sie bewohnen und kann bei einigem guten Willen selbst als eine Wohlthat in nationalökonomischer Hinsicht gelten. Die Juden in Deutschland sind sogar hin und wieder recht wackere Patrioten. In der Moldau aber ist das anders. Mit einigen ehrenhaften Ausnahmen ist das Volk Abrahams hier eine Landplage.

Bettelarm kommen sie gewöhnlich über die Grenze, finden Unterstützung bei ihren Glaubensgenossen, und fangen ihre Laufbahn in der Regel damit an, daß sie in den Dörfern den Bauern Spirituosen, Tabak und dergleichen verkaufen, und es ist kaum zu glauben, wie sie ihre Kunden behandeln, wenn diese erst einmal einen Schluck über den Durst genommen. Mit doppelter und dreifacher Kreide wird die Schuld des Schnapsliebhabers angeschrieben, der am Ende seine ganze Ernte um einen Spottpreis hergeben muß, um den Gläubiger los zu werden. Beharrlich hält Moses das elende Leben in einer von der Gutsherrschaft gepachteten Dorfschenke aus, erträgt die Prügel und Fußtritte, die er zuweilen bekommt, wie die Schattenseite eines jeden irdischen Glücks, sammelt sich endlich ein kleines Capital, und fängt dann an, Geschäfte in ausgedehntem Maßstabe zu treiben. Er wird Krämer in einer Stadt, oder verlegt sich auf Branntwein- und Getreidehandel im Großen, sein wichtigstes Geschäft bleibt jedenfalls der Wucher. Zehn Procent werden im Lande als gesetzliche Zinsen angesehen; warum sie aber gesetzlich heißen, ist nicht recht zu begreifen, da denen, die mehr als zehn Procent nehmen, kein Gesetz zu Leibe geht. Ein Jude macht Ansprüche auf tiefempfundenen Dank, wenn er auf erste Hypothek Geld zu 48 Procent vorschießt, und für kleine Summen von 2—300 Ducaten, die der Leihner in wenigen Monaten zurückerstatten zu können hofft, sind 3, 4 und sogar 5 Procent monatlich durchaus nichts

Unerhörtes. Fällt nun ein leichtsinniger Mensch einem solchen Wucherer in die Hände, so bleibt die Schuld oft Jahre lang unbezahlt; der Gläubiger wartet geduldig und läßt sich nur alle sechs Monate einen neuen Wechsel mit Einverleibung der fälligen Procente ausstellen und sein Capital wächst mit unglaublicher Schnelligkeit. Mancher Bojar hat mit einer ursprünglich ganz unbedeutenden Schuld die Grundlage zur Zerrüttung seines Vermögens gelegt.

So wird der Jude oft in wenigen Jahren zum reichen Mann.

Der Moldauer begreift sehr gut, daß die Hebräer seine ärgsten Feinde sind, und doch kann er sie bis auf den heutigen Tag nicht entbehren. Es ist ihm zu bequem, bei jeder Gelegenheit einen Juden bei der Hand zu haben, der, besonders im Anfange seiner Laufbahn, mit unbedingter Bereitwilligkeit alles thut, was man ihm aufträgt. Erst seit einigen Jahren haben Griechen und Armenier angefangen, Getreidehandel in den Donauprovinzen zu treiben. Bei dem Mangel an ausreichenden Gesetzen zur Sicherstellung des Handels, und vor allen Dingen bei der Unbekanntschaft mit dem Begriff: Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz, ist eine jede Ausdehnung kaufmännischer Speculationen mit vielfachen Gefahren verbunden; — der Jude, der seine Moldau kennt wie seine Tasche, hält schon eher einen Puff aus.

Und bei aller seiner Unterthänigkeit und Demuth dem Bojaren gegenüber, fehlt es dem Juden nicht an Arroganz; er fühlt, daß der Christ ihn wenigstens ebensosehr braucht, als er den Christen. Mit einem gewissen Stolz, mit einer gewissen Freude an der schroffen Absonderung trägt er sein gewöhnlich abschreckend schmutziges und immer sehr wunderliches Nationalcostüm mit den Ringellocken und der hohen Pelzmütze; er drapirt sich mit Selbstgefälligkeit während des Morgengebets in ein großes weißes, schwarzberändertes Tuch und bindet sich eine Kapsel mit den zehn Geboten vor die Stirn, was einzelnen Physiognomien etwas so unaussprechlich Komisches gibt, daß man bei aller Achtung vor den Religionsgebräuchen Andersgläubiger sich des Lachens nicht enthalten kann. Bei der Duldsamkeit unsrer Lage möchte man gern den Juden zu einem geachteten Mitbürger des Moldauers werden sehen, aber ein solches Resultat liegt noch in weiter Ferne. Die vor kurzem errichtete Nationalbank, der wir vom Herzen Gedeihen wünschen, reiht freilich den Bojaren aus den Händen des Wucherers; strenge, an Grausamkeit grenzende Gesetze gegen die Schwindelereien, deren Opfer der Bauer ist, könnten auch manchem Uebel abhelfen, — am wichtigsten aber wäre eine aus dem Innern des jüdischen Volkes selbst hervorgehende Entwicklung, und eine solche ist bei dem exclusiven Wesen, das jedes Abweichen von den Gebräuchen der Vorfahren untersagt, eine höchst problematische Sache. Die Anregung müßte von den Glaubensgenossen im Auslande kommen. Wenn die Christen ihre Missionäre in alle Weltgegenden

senden, so sollten die civilisirten Juden sich wenigstens die mit keiner Lebensgefahr verbundene Aufgabe stellen, ihre Brüder im Orient zu heben, die einer gründlichen Säuberung dringend bedürfen.

Bei der Beurtheilung der großen politischen Frage der Gegenwart in den Fürstenthümern haben die Israeliten keine Stimme. Sie würden indefs unisono für die Vereinigung stimmen, da sich dadurch der Wirkungskreis zur Füllung des Säckels bedeutend erweitern würde; — in der Walachei sollen gar keine Juden sein, indefs hat sich unter der Regierung des Fürsten Michael Stourdza die Zahl derselben, dem Grundgesetze des Landes zuwider, um viele Tausende Eingewanderter vermehrt.

Die Zahl anderer Ausländer ist sehr bedeutend in der Moldau — aber, besonders was die unteren Schichten betrifft, würden die Länder, aus denen sie gekommen, größtentheils ihre Söhne ungern zurückkehren sehen. Einige brave Handwerker ausgenommen besteht die Classe der fremden Arbeiter aus Leuten, die zu Hause kein Mittel mehr finden, ihre Existenz zu fristen, und in die Moldau kommen, weil sie hoffen, daß ihnen hier die gebratenen Tauben in den Mund fliegen werden. In der That, bei dem Mangel an Arbeitskräften im Lande ist ihnen, wenn sie auch nur einen kleinen Rest von gutem Willen noch besitzen, das tägliche Brot gesichert, aber der Bauer hat Gelegenheit zu beobachten, daß der civilisirte Einwanderer dem Schnaps ebenso oder vielleicht noch mehr zugethan ist als er selbst.

Oestreich, und besonders das östreichische Polen, liefert das zahlreichste Contingent von Individuen dieser Classe. Fast alle Branntweimbrenner sind Polen und zeichnen sich durch einen gewaltigen Schnurrbart, hohe Wasserstiefel, einen schäbigen Rock und geringe Destillationskenntnisse aus. Bei jeder größeren Güteradministration findet man Schreiber oder Verwalter, die die deutsche Sprache auf echt slawische Weise radebrechen, und außerdem wird die Zahl solcher, die einen Dienst suchen und unterdeß müßig im Lande umherstreifen, von Jahr zu Jahr größer.

Wir hätten diese Gattung Fremder mit Stillschweigen übergehen können, wenn ihr Aufenthalt in der Moldau nicht der Regierung täglich die empfindlichsten Schwierigkeiten bereitete.

Daß in der Hauptstadt auswärtige Consuln residiren, versteht sich von selbst. Daß diese ihre Angehörigen in Schutz nehmen, ist ganz in der Ordnung, und da man berechtigt ist, sich unter dem Consul einer Großmacht einen gebildeten Mann vorzustellen, so kann die Ueberwachung der Rechte seiner Staatsangehörigen nur in seltenen Fällen Anlaß zu Verwicklungen geben. Die Consulate von England, Frankreich und Rußland beschränken sich auch in der That darauf, ihre Schützlinge in der Hauptstadt zu vertreten. Oestreich aber hat, außer dem Consulat in Jassy, Starosteien in allen Kreisstädten der

Moldau, und die Localregierung darf keinem österreichischen Unterthan zu Leibe, ohne den Herrn Starosten vorher um Erlaubniß gebeten zu haben. Wenn man sich erinnert, aus was für Leuten die große Majorität der Starosteischützlinge in den Provinzen besteht, und nun noch dazu nimmt, daß die Hälfte der Juden mit österreichischen Pässen versehen sind, so kann man sich denken, was eine Ispravnitschie für unaufhörliche Plackereien mit dieser Classe der Gesellschaft hat. Dabei sind die Starosten nicht etwa aus dem österreichischen Ministerium detachirte Beamte, sondern Individuen, die man im Lande auf findet und die den Gulden Münz, den ihnen jede Bittschrift einträgt, oft äußerst nöthig haben. Menschen von sehr mangelhafter Bildung kommen daher nicht selten zu solchen Posten, und es schwillt ihnen gewaltig der Kamm, wenn sie den Doppeladler über ihre bescheidene Hausthür nageln können. Mit welcher Grandezza diese kleinen Lichter während der österreichischen Occupation in den Kreisstädten auftraten, war höchst ergötzlich zu beobachten, aber ein trauriges Gefühl ergriff den Freund des Landes dabei. Daß dergleichen Verhältnisse dazu beitragen müssen, die Herzen allem Oestreichischen zu entfremden, ist leicht einzusehen. Auch das preussische Consulat in Jassy unterhält dergleichen Starosten im Innern des Landes, aber in weit geringerer Anzahl, und es ist uns nie ein Conflict derselben mit den Localbehörden zu Ohren gekommen.

Auch unter den Kaufleuten gibt es eine Menge Ausländer. Sie fangen mit äußerst beschränkten Mitteln an und machen durchgehends so brillante Geschäfte, daß sie gewöhnlich nach Verlauf einer Reihe von Jahren begütert in die Heimath zurückkehren. Da sie durch keine Vorschrift an irgend eine Specialität gebunden sind, so häufen sie in ihren Gewölben auf, was nur irgend als gangbarer Artikel gelten kann; wir haben schon Möbel, Gewehre, Käse und Wein in einem Bücherladen, Stiefel bei einem Marchand-Tailleur, und Cigarren bei einem Haarträusler gesehen. Diese Herrn verkaufen ihre Waaren zu ungeheueren Preisen; was man in Deutschland mit einem Thaler bezahlt, kostet in der Moldau nicht selten drei, und wenn man ihnen ihre Unverschämtheit vorwirft, so antworten sie zu ihrer Entschuldigung: wir sind nicht der Lustveränderung wegen in die Moldau gekommen. Man könnte ihnen diese Ansicht, die in civilisirten Ländern sehr viel strenger beurtheilt werden würde, allenfalls verzeihen, wenn nicht bei vielen dieser Ausländer, und besonders bei den Franzosen, die Sitte herrschte, nach Kräften loszuziehen über das Land, das sie ernährt. Je runder der Beutel wird, desto gröber werden die Ausdrücke, mit denen sie ihre Vergleiche zwischen Jassy und Paris oder Wien ausschmücken, bis das Vermögen gemacht ist und ein neuer Hungerleider an die Stelle des abziehenden tritt. Die moldauischen Bojaren dulden das mit wegwerfender Gleichgültigkeit, und es sind uns nur wenige Beispiele handgreiflicher Gegendemonstration vorgekommen.

Wir übergehen die zahlreichen polnischen, griechischen und armenischen Gutspächter, und berühren zum Schluß noch eine letzte Kategorie von Ausländern: die der Aerzte und Apotheker. Wenn unter letzteren sich noch ein und der andere unwissende eingeschlichen hat, was bei den jetzigen Sanitätsvorschriften schon sehr schwierig ist, so gereichen die ersteren, die fast sämmtlich seit kürzerer oder längerer Zeit aus Deutschland eingewandert sind, ihrer Heimath zur Ehre. Die Reorganisation der Fürstenthümer wird in Betreff der Sanitätsmaßregeln am wenigsten zu thun haben. Nur möchten wir keinem jungen deutschen Mediciner rathen, sich durch diese anerkennenden Aeußerungen zu einer Reise in die Moldau verlocken zu lassen; das Land hat gegenwärtig mehr als genug Aerzte, und wenn einzelne Celebritäten in glänzenden pecuniären Verhältnissen leben, so wird es doch den Anfängern äußerst schwer, sich eine Bahn zu brechen.

Bei der Besprechung der Fremden in der Moldau fällt uns schließlich noch ein Umstand ein, der nicht allen Lesern bekannt sein möchte: die Türken sind die wenigst begünstigten Fremden im Lande, und dürfen nicht einmal eine Moschee bauen auf moldauischem Grund und Boden. Die allgemeine Zeitung, welche die Verhältnisse doch gewiß genau studirt hat, gebrauchte trotzdem monatelang den Ausdruck „Souveränität“, wenn sie von dem Verhältniß des Sultans zu den Fürstenthümern sprach; erst seit kurzem hat sie wieder angefangen „Suzeränität“ zu sagen.

### Literatur.

**Schleswig-holsteinische Literatur.** — Die Kreuzzeitung jubelte nach der vorletzten dänischen Note und ihrer Beantwortung durch Preußen hoch auf, daß es den Dänen nicht gelingen solle, Lauenburg „todtzuschweigen.“ Aber von Schleswig kein Wort! aber Schleswig wird todtgeschwiegen! und doch ist drei Jahre Krieg geführt um Schleswig, und doch liegen wegen Schlesiens 2600 Deutsche verscharrt auf den Schlachtfeldern und mehr als 2400 Deutsche krüppeln als Invaliden umher — wer die Namenliste der fruchtlosen Opfer sich ins Gedächtniß prägen will, lese den schleswig-holsteinischen Geschichtskalender, der in diesen Tagen in Braunschweig erschienen ist — und doch verheißten die deutschen Noten von 1851 und die dänischen Zusagen aus jener Zeit, daß auch die schleswigschen Stände über die Gesamtverfassung gehört werden sollen. Umsonst, die Diplomatie hat das Talent, ein ganzes Land todtzuschweigen, und Stahl und Genossen haben mit glänzendem Erfolg Schleswig zu Grabe getragen! Wo soll da die Achtung vor den Cabineten bleiben, bei solchem Frevel an Zusagen, Verheißungen und Gelöbnissen? Ist Schleswig nicht ein überwiegend deutsches Land? und ist der nationale Körper gesund, der nicht für die Erhaltung seiner Theile das ganze Leben ein-